

42^{er} autoren

gemeinnütziger Verein zur Förderung der Literatur e.V.



2016

SIEGERTEXTE DES PUTLITZER PREISES

Wettbewerbsthema: **Störung**

Burka

von Stefan Schulz

Navid wusste viel über die Deutschen, schließlich hatte er ihre Sprache studiert. Aber dass sie sich mitten in der Stadt nackt neben einen Container der Kleiderspende kauern war ihm neu. Den Kopf zur Seite geneigt, betrachtete er den jungen Mann, der so schlimm zitterte, als wäre Winter. Trotz der späten Stunde schlenderten Menschen durch die Stadt, was die missliche Lage des Hüllenlosen noch verschlimmerte.

»Was tust du da?«

Der Mann sah kurz auf und legte seinen Zeigefinger vor die Lippen. Aus einer Seitenstraße drang das Gebrüll eines anderen Mannes. Schritte hallten durch die Häuserschlucht.

»Wenn der Kerl mich erwischt, schlägt er mich grün und blau.« Verzweifelt sah sich der Nackte um.

»Ah, das kenne ich.« Navid zog sein Hemd ein Stück nach oben und deutete auf seinen vernarbten Bauch. »Meine eigenen Landsleute hätten mich fast zu Tode gefoltert. Allah wies mir den Weg in die Freiheit.«

»Verpiss dich, Kanake!«

Navid betrachtete das *Meine Ehre heißt Treue*-Tattoo auf dem Unterarm des Mannes. Er zuckte mit den Schultern und öffnete die Klappe des Containers.

»Warte!«, sagte der Entblößte. »Sind in dem Beutel Klamotten drin, die mir passen könnten?«

»Vielleicht.« Er sah zu ihm hinab. »Dazu müsste ich aber erst einschätzen können, wie groß du bist.«

Das Geschrei aus der Seitenstraße wurde immer lauter. Beide Hände vorm Schritt richtete sich der Mann auf. Verlegen betrachtete er seine Füße.

»Perfekt«, sagte Navid. »Du reichst mir ja gerade bis zur Nasenspitze. Aber erst verrätst du mir, warum du nackt bist.«

»Bin beim Fremdgehen erwischt worden und konnte über den Balkon flüchten.«

»Ah ein Flüchtling! Unter diesen Umständen helfe ich dir gern.« Aus seinem Plastebeutel zog er das Kleidungsstück heraus. Sofort musste er an seine Liebste denken. Ihm kamen Zweifel, ob er das Richtige tat. Ob seine Frau das Richtige tat. Sie wollte sich anpassen, hatte sie gesagt, genauso leben wie die anderen Frauen.

Der nackte Mann machte große Augen. »Bist du bescheuert? Ich zieh doch kein Kleid an.«

»Das ist kein Kleid, sondern eine Burka.« Navid schüttelte den blauen Stoff auf. »Darin erkennt dich kein Mensch.«

Ein großgewachsener Mann kam aus der Seitenstraße gestürmt und sah sich um. Der Nackte presste sich rücklinks an den Container. Navid reichte ihm das Kleidungsstück. »Wie heißt du überhaupt?«

»Torsten.« Er riss ihm die Burka aus der Hand und schlüpfte ungeschickt hinein. Navid half ihm dabei, den Stoff ordnungsgemäß über den Kopf zu ziehen.

»Alter, ich seh kaum was«, flüsterte Torsten.

Mit beiden Händen zupfte Navid den Sehschlitz zurecht. Obwohl die Straßenlaternen nur ein schwaches Licht abgaben, schimmerten Torstens blaue Augen durch das feingewobene Netz. Hinter sich hörte Navid die Schritte des betrogenen Mannes. Ein wenig schämte er sich dafür, einem Menschen zu helfen, welcher Unrecht begangen hatte.

»Ist hier gerade ein Typ ohne Klamotten vorbeigerannt?«

Navid fuhr herum. »Ja! Er ist dort runter Richtung Bahnhof gelaufen.« Mit der Hand deutete er nach links. »Ganz ehrlich, in Afghanistan würde es so etwas nicht geben.«

»Dann fahr doch wieder dahin, wenn es dir nicht passt.« Der Fremde sah an ihm vorbei zu Torsten. »So ein Kostüm werde ich meiner Alten auch verpassen, damit sie keiner mehr anrührt. Wieso zittert deine Frau so?« Der Kerl rannte weiter.

»Sie hat Angst vor deutschen Männern«, rief ihm Navid hinterher. Als der Mann hinter einer Hausecke verschwunden war, tippte Navid dem verkleideten Torsten an die Schulter. »Soll ich dich vorsichtshalber zu deiner Geliebten begleiten, damit sie dir deine Sachen zurückgeben kann?«

»Dort gehe ich nicht noch einmal hin! Ihr Typ kommt bestimmt gleich zurück.«

»Aber wie willst du ohne Schlüssel zu Hause rein kommen?«

»Ich wohne in einer WG. Lass uns hier verschwinden.« Torsten drängte sich an ihm vorbei und lief die Straße hinauf. Er sah aus wie eine *Mensch ärgere dich nicht*-Figur.

Nach nur wenigen Schritten hatte Navid ihn eingeholt. »Als meine Frau müsstest du eigentlich hinter mir laufen.«

»Lass deine blöden Scherze!«

»Versuche dich wenigstens etwas femininer zu bewegen. Du fällst sonst auf.« Er lächelte in sich hinein. »Wo hast du denn die untreue Frau kennengelernt?«

»Hatte sie vor ein paar Stunden in einem Café angesprochen.«

»Vor ein paar Stunden?« Navid rieb sich den Nacken. »Gibt es hier viele Frauen, die nach solch kurzer Zeit mit einem Mann schlafen?«

Die Burka schwang Torsten um die Beine. »Wenn man es geschickt anstellt, hat man manchmal Glück. Es sei denn, man wird vom Ehemann gestört.«

»Sie war verheiratet?«

»Ja, man!«

Navid fühlte einen leichten Druck im Magen. »Gibst du mir bei dir zu Hause das Kleidungsstück bitte zurück?«

Torsten nickte bloß.

Im Vorübergehen betrachtete Navid ein Schaufenster mit Plastikfrauen dahinter. Sie trugen Bikinis. Mit der flachen Hand wischte er sich den Schweiß von der Stirn. »Woran erkennt man, dass eine verheiratete Frau sich zur Untreue verleiten lassen könnte?«

»Sie lächelt dich an.«

Vor einer Steintreppe, welche rauf zum Markt führte, raffte Torsten die Burka mit beiden Händen ein Stück nach oben. Auf den Stufen hinterließ er feuchte Abdrücke seiner Füße. Navid kratzte sich an der Nase. Seine Frau lächelte ständig, was er bisher als positiv empfunden hatte. Kaum den Gedanken zu Ende gedacht, hörte er hinter sich Schritte.

»Navid!«

Die Stimme erkannte er sofort, wenn auch noch nie so streng gehört. Entgeistert drehte er sich um und sah seiner Frau in die weit aufgerissenen Augen. Ihre Hände hielt sie an den Wangen.

»Das ist ...«, stammelte er, »... anders, als du denkst.«

»Wer ist diese Frau?«, fragte sie mit tränenerstickter Stimme. Sie lief auf Torsten zu und versuchte ihm die Burka vom Leib zu reißen.

»Tu das nicht!« Navid schob sie beiseite. »Darunter steckt ein nackter Mann.«

Erst in diesem Moment wurde ihm bewusst, dass man als Flüchtlingshelfer, selbst in Deutschland, durchaus Probleme bekommen konnte.

**Der Feierabend-Terrorist
von H.P. Karr**

Es könnte die reine Idylle sein - die Siedlung am Waldrand. Wenn da nicht die Nachbarn wären, die Dienhardt auf die Nerven gehen. Besonders derjenige, der gleich nebenan seinen Tennisplatz baut. Da gerät Dienhardt in Bombenstimmung.

Das Modellflugzeug summte wie eine riesige Hornisse über dem Nachbargarten zur Rechten, links kläfften die Scotchterrier des Generals und unten am Hang arbeiteten die Bulldozer an Hufelands Tennisplatz.

Dienhardt saß auf der Terrasse und versuchte inzwischen im dritten Anlauf die Wirtschaftsseite der Zeitung lesen, als das rote Modellflugzeug vor seinen Füßen herunterkrachte.

»'tschuldigung, Herr Dienhardt?« Am Gartenzaun zu seiner Rechten stand Messerschmitts Sohn, zehn oder elf Jahre alt, mit einer Funkfernbedienung in der Hand. »Mein Flugzeug ... «

»Das liegt gut hier!«, knurrte Dienhardt.

Der Junge schluckte, dann lief er ins Haus. Fünf Minuten später kam er mit seinem Vater zurück.

»Geben Sie dem Jungen sofort das Flugzeug wieder!«, sagte Messerschmitt.

Messerschmitt war Rechtsanwalt und man konnte nie wissen, auf welche Ideen er kam. Deshalb gab Dienhardt dem Jungen das Flugzeug zurück. Fünf Minuten später surrte das Ding wieder über sein Grundstück. Messerschmitt selbst saß auf seiner Veranda und peilte durchs Fernglas auf die Baustelle von Hufelands Tennisplatz.

Hufelands Grundstück wurde mit allen Finessen modernster Sicherheitstechnik abgeschottet, denn Klausdieter Hufeland, Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium, war »besonders gefährdet«.

Und auch besonders einflussreich, denn anders war es nicht zu erklären, dass er die Baugenehmigung für den Tennisplatz hinter seinem Haus erhalten hatte, während Dienhardts Antrag auf einen Garagenanbau zur gleichen Zeit »aus landschaftsschützerischen Erwägungen« abgelehnt worden war. Und weil sich alle Anwohner aus den Häusern am Hang über den Tennisplatz ärgerten, hatten sie sich sogar zu einer Art Bürgerinitiative gegen Hufeland zusammengefunden. Unter Leitung von Messerschmitt hatte man gegen den Tennisplatz geklagt. Ohne Erfolg.

So schritt also jetzt unten der Tennisplatz seiner Vollendung entgegen und Dienhardt erwartete schon mit Grausen, demnächst das Ploppen der Tennisbälle zu hören, die Hufelands zahlreiche Freunde und Bekannte übers Netz treiben würden.

Als das Modellflugzeug wieder über seinen Kopf schwirrte und dann hoppelnd auf seinem Rasen landete, schaute Dienhardt entnervt auf.

»'tschuldigung, Herr Dienhardt?.« Messerschmitts Junge stand schon wieder am Zaun.

Dienhardt ging über den Rasen, hob das Flugzeug auf und brachte es dem Jungen. Doch bevor er es ihm gab, drehte er das zigarrenkastengroße Modell mit einer Flugspannweite von ungefähr einem halben Meter nachdenklich in der Hand. Genau das war der Moment, in dem Andreas Dienhardt, 52, geschieden, leitender Angestellter bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse, zum Verbrecher wurde.

*

Dienhardt kam mit seinem Plan ebenso schnell voran, wie unten Hufelands Tennisplatz Gestalt annahm. Zuerst kaufte Dienhardt sich ein Modellflug-

zeug samt Funkfernsteuerung und übte einige Male nach Feierabend auf einem Feld am Stadtrand.

Dann, als auf Hufelands Tennisplatz der rote Belag aufgebracht wurde, begann Dienhardt damit, die Bombe zu bauen.

Das Flugzeug konnte eine Last von ungefähr 300 Gramm tragen, genau so viel wogen drei Stangen Dynamit, die Dienhardt sich bei einem nächtlichen Einbruch in einem Steinbruch besorgte, dessen Arbeiter bei der AOK versichert waren. Um den Zünder einzustellen, musste er ein wenig herumtüteln.

Am ersten September war es soweit. Abends weihte Hufeland seinen Tennisplatz ein. Mehr als hundert Leute tanzten unten zu lauter Discomusik und Dienhardt fand bis ein Uhr in der Nacht keinen Schlaf. Er grinste zufrieden, als er daran dachte, dass morgen ein riesiges Loch in Hufelands Tennisplatz klaffen würde, genau dort, wo Dienhardts Flugzeugbombe explodiert war.

Es bereitete Dienhardt ein befriedigendes Gefühl, Hufelands Pläne zu durchkreuzen und ihm eine Quittung für die Rücksichtslosigkeit zu geben, mit der er den Platz durchgesetzt hatte.

Drei Stangen Dynamit, das hatte Dienhardt gelesen, machten ein ziemliches Loch, ungefähr einen halben Meter tief und fünf Meter im Durchmesser - groß genug jedenfalls, um erst einmal den Spielbetrieb auf dem Tennisplatz lahmzulegen.

Am nächsten Tag arbeitete Dienhardt im Büro sehr unkonzentriert, und als sich gegen sechs Uhr die Dämmerung herabsenkte, stand er auf der Terrasse seines Hauses und sondierte die Lage. Messerschmitts Garten war leer und die Generalswitwe war vor zwei Tagen zur Kur gefahren. Die Luft war rein.

Dienhardt holte das Bombenflugzeug samt Fernsteuerung heraus, checkte alles durch und setzte die Maschine dann zum Start auf die glatten Fliesen der Terrasse.

Es ging los. Das Modell raste ferngesteuert los und wurde von Dienhardt mit dem Steuerknüppel in die Höhe gezogen.

Mit einem grimmigen Lächeln peilte Dienhardt den Tennisplatz an und steuerte das Flugzeug hinunter. Sobald es den Boden berührte, würde es explodieren.

Doch anstatt zu landen, zog das Flugzeug nur Kreise über Hufelands Tennisplatz. Auf die Befehle seiner Fernsteuerung reagierte es nicht mehr.

»'tschuldigung, Herr Dienhardt?« Er fuhr herum. Messerschmitts Junge stand am Gartenzaun, mit einer eigenen Fernsteuerung in der Hand, sein Modellflugzeug neben sich. »Wir haben die gleiche Funkfrequenz«, sagte der Junge. »Ich hab' gar nicht gewusst, dass Sie auch'n Flugzeug haben.«

Dienhardts Lippen bewegten sich tonlos.

Messerschmitts Junge grinste. »Keine Sorge, ich bring' Ihnen das Modell schon zurück!«, sagte er und hantierte mit seiner Fernsteuerung. Das Modell schwenkte in der Luft herum und kam in Richtung auf Dienhardts Garten zurück.

»Nein!«, schrie Dienhardt, aber da war es schon zu spät.

Die Explosion riss ihn von den Beinen. Als er sich aufrichtete, sah er das Loch, das die Bombe in seinen Garten gerissen hatte. Fünf Meter im Durchmesser und einen halben Meter tief.

Messerschmitts Junge stand blass und zitternd am Zaun.

»'tschuldigung, Herr Dienhardt?«, flüsterte er.

Funkloch

von Mortimer Müller

„Zentrale, wir haben ein Problem.“

„Ja?“

„Ja.“

„Und weiter?“

„Wir wissen nicht, wie wir uns ...“

„Was für ein Problem?“

„Sie hat gelächelt.“

„Ist nicht euer Ernst.“

„Doch, doch. Ihre Mundwinkel sind nach oben gewandert, auf beiden Seiten!“

„Klingt vielversprechend. Moment, wir klären das.“

„Amygdala?“

„Anwesend und voll funktionstüchtig. Wir wissen schon, worum es geht.“

„Hat Thalamus die Befehlskette umgangen?“

„Wie immer, Zentrale. Alarmierungsprotokoll und so. Jedenfalls können wir die Beobachtung bestätigen. Es handelt sich um ein Lächeln. Ein echtes Lächeln.“

„Hervorragend! Endlich ein neuronaler Lichtblick.“

„Wir empfehlen, rasch unterstützende Maßnahmen zu setzen.“

„Truncus hat bereits reagiert. Wir lächeln ebenfalls.“

„War das so abgesprochen?“

„Nein, ein Reflex. Dagegen sind wir machtlos.“

„Egal. Ist vermutlich keine schlechte Reaktion.“

„Hallo Zentrale, auditorischer Cortex hier. Sie fragt, was wir heute noch vorhaben.“

„Wir ergänzen“, kam von Thalamus. „Sie lächelt lasziv, ihre Pupillen sind geweitet und der olfaktorische Cortex meldet einen Hauch von Vanille ...“

„... und Moschus. Wir sind uns ganz sicher. Was für ein Duft!“

„Sie beugt sich zu uns“, ergänzte der auditorische Cortex. „Jetzt wird’s eng.“

„Immer mit der Ruhe.“ Die Stimme des Großhirns war betont gelassen. „Wir kriegen das hin. Hippocampus? Irgendwelche Ideen?“

„Wir wissen nicht, wissen nicht ... können uns nicht erinnern.“

„Ihr könnt euch nicht ...?“

„Tut uns leid, tut leid ... zu viel Adrenalin.“

„Hypothalamus? Was soll das?“

„Sorry, Zentrale, Hypothalamus sitzt in einem Funkloch.“

„Eine Frechheit ist das!“ Das Großhirn summte wie ein aufgebrachtter Bienenschwarm. „Wir schaffen das nicht, wenn hier jeder sein eigenes Süppchen kocht!“

„Thalamus hier. Haben eine Eilmeldung des Zentralen Nervensystems abgefangen. Sie berührt unseren Oberschenkel.“

„Ach, verdamm...! Ruhig Blut, meine ich. Bitte *dringend* um Vorschläge, wie wir weiter vorgehen sollen.“

Es summte, funkte, brummte – aber etwas Brauchbares war nicht dabei.

„Hallo?!“, polterte das Großhirn los. „Sechs Millionen Kilometer Nervenbahnen und niemand hat etwas zu sagen? Das ist ein Skandal!“

„Sie nähert sich unseren edelsten Teilen. Allerdings ...“

„Kleinhirn, was soll das, wir schwanken!“

„’tschuldigung. Wir sind einfach überwältigt.“

„Dann sorgt dafür, dass wir ... Medulla? Wir haben aufgehört zu atmen!“

„Hoppla. Schon korrigiert.“

„Truncus hat aus unserem Lächeln eine Grimasse gemacht“, beschwerte sich Amygdala. „Wir glauben nicht, dass wir so ...“

„Warum, zum Neuron, zittern unsere Hände?“

„Ähm, Zentrale, wir wollen ja nicht lästig wirken, aber ...“

„Verdammt, Thalamus, was ist los?“

„Wir kriegen keinen hoch.“

„Wie bitte?“

„Ja, wir würden sagen, dass ...“

„Oh nein ... Wir brauchen dringend Oxytocin, Dopamin und ...!“

„Sorry, Zentrale. Hypothalamus sitzt noch immer im Funkloch.“

„Das ist eine Tragödie! Wenn sie jetzt ...“

„Zu spät. Soeben ist der Zugriff erfolgt.“

Für eine ganze Sekunde herrschte neuronales Schweigen im Gehirn.

„Thalamus hier.“ Die Stimme war leise und klang bedrückt. „Sie hat aufgehört zu lächeln.“

„Statusbericht von Amygdala. Ihr Blick spiegelt Enttäuschung.“

„Notfallprotokoll!“, brüllte das Großhirn.

„Verzeihung, aber wir fühlen uns gerade so lustlos.“

„Verdammt noch mal, das darf doch nicht ...!“

„Eilmeldung des visuellen Cortex. Sie steht auf.“

„Wieso tut denn niemand was??“

Betretene Stille.

„Sie ist fort.“

„Ihr seid eine unfähige Ansammlung pseudoverknüpfter Scheinneuronen!“, donnerte das Großhirn los. „Schwach, undiszipliniert und faul. Wenn wir könnten, würden wir uns sofort eine andere Dienststelle suchen.“

„Könnt ihr aber nicht.“

„Wer war das? Für diese Frechheit ...!“

„Hypophyse. Wir melden gehorsam: Protokoll Gynophobie abgeschlossen.“

„Ach du meine Güte ...“ Das Großhirn schüttelte entnervt den Kopf; zumindest metaphorisch gesprochen. „Was seid ihr nur für ein hirnloser Haufen!“

„Zentrale?“

„Was?“

„Ihr seid ein Teil von uns.“

„Nicht mehr lange. Wir kündigen.“

„Aber ...“

„Kein Aber. Wir haben genug. Es wird Zeit für den Ruhestand. Alles Weitere könnt ihr mit unserem Alzheimer klären.“

„Liebes Großhirn ...“

„Ja, Hippocampus?“

„Willkommen im Team. Ihr seid doch genauso gestört wie wir.“

Vernissage

von Sigrid Herrmann

Gloria von Schönberg atmete erleichtert auf. In letzter Minute war alles für die Ausstellungseröffnung am Abend fertig geworden. Jedes Bild hing an seinem Platz, jede Skulptur stand auf ihrem Sockel, richtig ausgerichtet und optimal beleuchtet. Eben erst hatten die Elektriker, die die Beleuchtung installiert hatten, ihre Sachen zusammengepackt und waren gegangen.

Gloria leitet jetzt seit fast zwei Jahren ihre eigene Kunstgalerie, nachdem sie vorher jahrelang als Kuratorin in anderen Galerien Erfahrungen gesammelt hatte, aber ein so schwierigen Künstler wie Arnold Polydoros war ihr noch nie begegnet. Polydoros war natürlich ein Künstlername, seinen Richtigen kannte kaum jemand. Polydoros war in Kunstkreisen berüchtigt für seine Launen und die daraus resultierenden kurzfristigen Änderungen der Ausstellungstücke. Auch dieses Mal hatte er, wie befürchtet, am Vorabend eine kleine Skulptur aus der Gruppe der Ausstellungstücke zurückgezogen, um ein anderes, gerade erst fertig gestelltes Objekt an die Stelle zu setzen.

Gloria hatte den ganzen Tag lang gezittert, ob er dieses neue Objekt rechtzeitig fertigstellen werde und ob es noch vor der Vernissage angeliefert werden würde oder ob er – unzufrieden mit sich selbst – so lange Änderungen vornehmen und verwerfen werde, dass der Mittelpunkt der Ausstellung am Ende fehlte. Das wäre eine Katastrophe gewesen, dachte Gloria schauernd, aber offenbar hatte er sich am Ende doch entschieden. Denn auf dem zentralen Sockel in der Mitte des Ausstellungsraums lag jetzt ein glänzendes etwa 30 cm langes Objekt. Gloria hatte gar nicht mit-

bekommen, das es geliefert wurde. Wahrscheinlich hatte ihre Mitarbeiterin das Paket entgegen genommen.

Auch das kalte Büfett war pünktlich eingetroffen und wartete auf die Besucher, die sich darauf stürzen würden. Viele, die sich als Kunstkenner sahen, schienen sich in Wahrheit mehr für die Häppchen und den Champagner zu interessieren als für die Kunst. Gloria seufzte leise, aber das war normal bei einer Ausstellungseröffnung. Sie hatte sich für ihre Rede gut vorbereitet, was die Begrüßung der prominenten Gäste, aber auch die Erläuterung der Bilder und Objekte betraf, die durchweg so abstrakt waren, dass niemand ihre Aussagen ohne Hilfe verstehen konnte.

Der Künstler selbst würde nicht anwesend sein, um sie zu erklären, aber das erwartete von ihm auch niemand.

Langsam füllte sich der Raum, die ersten überpünktlichen Gäste trafen ein und linsten Richtung Büfett, ob es wenigstens schon einen Willkommenstrunk gebe. Gloria begrüßte sie charmant, machte die einen oder anderen mit einander bekannt und übte sich in höflichen Plaudereien, auch wenn sie selbst es als schrecklich oberflächlich empfand.

Sie wartete noch das akademische Viertel ab, um den zu spät kommenden Gästen die Chance zu geben, die Eröffnung mitzuerleben. Länger als eine Viertelstunde zu warten, war wiederum nicht ratsam, weil sonst die pünktlichen Gäste ungnädig, genauer gesagt, hungrig wurden.

„... begrüße Sie alle ganz herzlich und freue mich, Ihnen diese außergewöhnliche Ausstellung eines der begabtesten Künstler unserer Zeit präsentieren zu dürfen...“ Das war die standardmäßige Einleitung jeder Vernissage. Dann lenkte Gloria die Aufmerksamkeit der Gäste auf einzelne Ausstellungsstücke, denn sie sollten schließlich verkauft werden.

„... beachten Sie bitte besonders den Mittelpunkt unserer heutigen Ausstellung, das Objekt auf dem zentralen Sockel.“ Dramatisch flammte der Beleuchtungspot an der Decke auf, als Glorias Assistentin ihn aufs Stichwort hin einschaltete. Für dieses in letzter Minute ausgetauschte Objekt

hatte sich Gloria kurz vor ihrer Rede noch schnell passende Worte einfalten lassen.

„Beachten Sie diese elegante Formgebung, so glatt und scheinbar geradlinig, dennoch gebogen an den Enden, wie die Krümmungen unseres Lebensweges. Die Oberfläche in ihrer glänzenden, metallischen Einfachheit spiegelt den Betrachter wieder und offenbart gleichzeitig eine andere Welt hinter dem Spiegel. Schauen Sie auf die Ringe an den Enden. Sie versinnbildlichen das Rad des Lebens, den Kreis der Wiedergeburt.“

Gloria hatte sich in Rage geredet. „... dennoch ist der Kreis in der Mitte offen, er schließt sich, ist aber durchbrochen. Die kleinen spitzen Ecken darin stellen die Stacheln dar, die Dornen, die in den Kreis des Lebens ragen, gleichsam als Sinnbild für die Widerstände und Fährnisse, die unser Leben unterbrechen...“

Leicht knarrend schwang die Vordertür auf. Sie musste dringend geölt werden. Wer mochte das sein, ein verspäteter Gast? Alle blickten neugierig hinüber.

„Entschuldigung“, murmelte der junge Mann, der in der Tür stand. Er trug ein zerknittertes, kariertes Hemd, eine leicht schmutzige, blaue Latzhose mit deutlichen dunklen Schmierflecken. Auf einem aufgenähten Schild an der Brusttasche stand: Hellemüller – Elektrik und Beleuchtung aller Art.

Sichtlich verlegen, da ihn alle anstarrten und er offenbar störte, nuschelte der junge Handwerker: „Der Meister schickt mich. Ich habe hier etwas liegenlassen.“ Hastig, um möglichst schnell wieder verschwinden zu können, eilte er durch den Ausstellungsraum, direkt auf den Sockel mit dem „zentralen Objekt“ zu. „Bitte vielmals um Entschuldigung,“ grummelte er erneut, schnappte sich seinen gekröpften 13er Maulschlüssel vom Sockel und marschierte hastig hinaus zum Firmenwagen.

Es klingelt

von Sabine Bartsch

Es klingelt. Ich mache auf und Gott steht vor mir. Ich weiß sofort, dass er es ist, denn er erscheint in der Gestalt meiner toten Großmutter.

Sehr witzig.

Nach einem knappen Hallo geht er unaufgefordert in die Küche, setzt sich an den Tisch und beginnt zu reden. Das hat Oma auch gerne getan - und es hat mich schon immer furchtbar genervt.

Gott ist also eine Nervensäge!

Darf man das überhaupt denken?

Gott sei Dank habe ich mein übliches Morgenritual schon hinter mir, sonst wäre ich jetzt ziemlich schlechter Laune.

„Weißt du, mein Junge, jetzt werden wir Zwei mal Klartext reden. Du machst nicht genug aus Deinem Leben.“

Gott ist also gekommen, um mir eine Standpauke zu halten.

„In welchem Semester bist du jetzt?“

„Im zwölften.“

„Und, machst du dieses Jahr endlich Dein Examen?“

„Das heißt nicht mehr Examen, das heißt jetzt Bachelor.“

„Also gut, machst du dieses Jahr endlich Deinen Bachelor?“

„Nö.“

„Was heißt hier Nö, natürlich wirst du dieses Jahr deinen Abschluss machen!“

Was geht dich das eigentlich an?

Unpassender Gedanke!

Das ist nicht Oma, das ist Gott – und den geht alles was an.

Eigentlich glaube ich gar nicht an Gott, aber das kann ich jetzt ja wohl knicken.

Oder ist das gar nicht DER HERR?

Ich beschließe, mir Gewissheit zu verschaffen.

„Wer sind Sie eigentlich?“

Sie - quatsch er - also Gott, sieht mich mit offenem Mund an.

„Na, deine Oma, wer soll ich denn sonst sein?“

„Meine Oma ist letztes Jahr gestorben.“

Ich war doch auf ihrer Beerdigung!

„Junge, nun mach ich mir aber wirklich Sorgen. Du nimmst doch nichts Illegales?“

Ich überlege kurz, ob ich es erlauben kann, mich von Gott Junge nennen zu lassen, schließlich bin ich ein erwachsener Mann. Aber da ich ja irgendwie, ähm, sowas wie sein Sohn bin, lasse ich es mal stehen und presche weiter forsch voran.

„Mich können Sie nicht bluffen, Sie sind nicht meine Oma. Sie sind doch Gott, oder?“

Gott sitzt schweigend da. Ich sehe ihm beim denken zu.

„Du glaubst also, ich sei Gott?“

„Wer sollen Sie denn sonst sein?“

Ich war schon immer ziemlich schlagfertig!

Nach einer Weile sagt sie, ähm, er, also Gott: „Hast du dir Gott denn so vorgestellt?“

„Nö, aber vermutlich können Sie jede Gestalt annehmen, oder? Ziemlich abgespaced, hier als meine tote Oma aufzutauchen, Sie haben Humor.“ Gott sieht mich lange an, dann schüttelt er den Kopf.

„Mein armer Junge.“

Schon wieder Junge! Es nervt!

„Na ja, was heißt schon arm. Kohle ist keine da, das stimmt schon. Aber vielleicht können Sie da ja was für mich tun?“

Wenn Gott sich schon in meine bescheidene Hütte verirrt, soll jedenfalls etwas für mich dabei raus springen, finde ich.

„Wir beide gehen jetzt mal kurz rüber zu Dr. Leutner, der wird sicher helfen können und alles wird ganz schnell wieder gut.“

Gott sieht jetzt richtig betrübt aus.

Komisch, wenn ich Gott wäre, würde ich ganz sicher nicht so trüb aus der Wäsche schauen.

„Wenn Sie wirklich allmächtig sind, dann brauchen Sie doch keinen Arzt.“

Er schweigt lange, sehr lange. So lange hätte meine Oma niemals schweigen können.

Dann, endlich, steht er auf. Mir wird´s auch langweilig, irgendwie habe ich mir eine Gottesbegegnung aufregender vorgestellt.

„Ich geh jetzt, später schaue ich vielleicht noch mal vorbei.“

Mir soll´s recht sein, vielleicht muss er sich ja mit jemandem beraten, Petrus oder so.

Zwei Stunden später klingelt es erneut. Ich denke für ein paar Minuten darüber nach, wieso Gott nicht einfach durch die Wand geht. Tut er nicht, also öffne ich ihm. Er hat die Gestalt gewechselt und sieht jetzt ziemlich drollig aus. Männlich, komplett weiß gekleidet, Öko-Schlappen.

Mensch, wenn ich Gott wäre, ich würde mir für meine Auftritte coolere Persönlichkeiten aussuchen. Petrus hat er auch mitgebracht, ebenfalls weiß gewandet. Na, die ziehen ja vielleicht eine Show ab. Bin gespannt, was jetzt kommt.

„Sind Sie Herr Markus Steiner?“

„Yep.“

„Wir müssen mal einen kleinen Ausflug machen, Herr Steiner.“

Dazu habe ich allerdings überhaupt keine Lust, ich verlasse meine Wohnung höchst ungern.

„Nö.“

„Doch Herr Steiner, das lässt sich leider nicht vermeiden.“

„Nö“, sage ich noch mal und verschränke meine Arme über der Brust.
Ich kann ziemlich stur sein.

Gott legt die Stirn in Falten, Petrus macht es ihm nach, dieser Schleimer.

Dann holt er eine Spritze aus seiner Tasche. Also Gott, nicht Petrus.

„Das wird Sie beruhigen, Herr Steiner. Bitte geben Sie mir ihren Arm.“

Ich glaube es nicht! Gott will mir einem Schuss spendieren. Ja, wie cool ist das denn!

Feierlich reiche ich ihm meinen Arm. Genauso feierlich setzt er mir die Nadel, sehr fachmännisch, das muss ich sagen.

Der Stoff wirkt sofort. Die Welt dreht sich jetzt schneller. Ich denke ein wenig über die Schwerkraft nach, während es mich magisch zu Boden zieht. Es fühlt sich gut an, anders als sonst, aber gut.

Das wird der Trip meines Lebens, denke ich noch, DER HERR hat schließlich Zugang zu den allerbesten Quellen.

„Herr Steiner, können Sie mich hören?“

Ein Engel steht vor mir. Blonde Haare, zart schimmernder Teint, tiefe, dunkelblaue Augen. Der Engel legt mir seine Hand auf die Schulter.

„Mein Name ist Dr. Peters, Herr Steiner, ich bin Ihre behandelnde Ärztin. Wissen Sie, wo Sie sich befinden?“

Ärztin? Augenblicklich bin ich hellwach!

Verdammt, wer war es diesmal? Resigniert lasse ich mich zurück in die Kissen fallen.

„Wer hat Sie gerufen?“

„Ihre Großmutter hat uns verständigt, Herr Steiner.“

Oh Gott, Oma!

**Wenn Sie Ihre eigene Beerdigung stören müssen
von Johannes Wilkes**

Dunkelheit. Absolute Dunkelheit. Dazu der Geruch nach frischem Fichtenholz. Wo sind Sie? Wachen oder träumen Sie? Mit den Händen tasten Sie den engen Raum ab. Holzwände überall. Gedämpft dringt eine Stimme an Ihr Ohr, die Stimme Ihres Pastors! Mit getragener Stimme hält er eine Rede, eine Beerdigungsrede. Ihre Beerdigungsrede! Ein furchtbarer Schrecken durchzuckt Sie. Nein, Sie träumen nicht, Sie befinden sich auf Ihrer eigenen Beerdigung. Im Sarg! Was tun?

Bitte verfluchen Sie uns nicht! Was wir jetzt von Ihnen verlangen, erscheint wie eine Zumutung. Ach was, wie eine Herkulesaufgabe! Und dennoch möchten wir Sie bitten, sich unsere Argumente anzuhören. Bitte trommeln Sie nicht wie wild gegen den Sargdeckel! Bedenken Sie, Ihre ganze Familie und all Ihre Freunde sitzen erschüttert in der Kirche, sind dabei, von Ihnen Abschied zu nehmen. Was für ein Schock, wenn die Stille plötzlich durch Ihr Sarggetrommel zerrissen wird! Damit wir uns nicht falsch verstehen, es geht nicht darum, länger als notwendig im Sarg liegenzubleiben. Das kann und will keiner von Ihnen verlangen. Es geht nur darum, auf möglichst kniggegerechte Weise diskret auf sich und seine Lage aufmerksam zu machen. Hier spielen das Wann und das Wie die zentrale Rolle. Beginnen wir beim Wann. Auch, wenn die Panik in Ihnen aufsteigen sollte: Ihnen bleibt noch mehr Zeit, als Sie glauben. Bis der Pastor fertiggepredigt hat, bis der ein oder andere Gast noch ein paar Worte gesprochen hat, bis man das Lied "O Welt ich muss dich lassen" gespielt, bis man Sie aus der Kirche herausgetragen und zu Ihrem vorbereiteten Grab gebracht hat, vergeht noch locker eine Viertelstunde, Zeit, ruhig durchzu-

atmen und einen klaren Kopf zu bekommen. Zugegeben: den perfekten Zeitpunkt, mit dem Klopfen zu beginnen, gibt es nicht. Es gibt eigentlich nur unpassende Momente. Dennoch scheint es uns, als wäre das Klopfen hier in der Kirche am wenigsten passend, einfach weil Sie dermaßen im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen. Auch die Situation am Grab, kurz bevor man Sie in die feuchte Erde hinablassen will, erscheint uns weniger geeignet. Erstens, weil ein solches Erscheinen quasi im letzten Augenblick recht makaber wäre und zweitens, weil ein bestellter Saxophonspieler Ihr Lieblingslied anstimmen könnte, so dass man Ihr Geklopfe überhören würde. Der am wenigsten ungünstige Moment für Ihr Outing ist der Gang von der Kirche zum Grab. Sie erkennen diesen Moment daran, dass Ihr dunkles Behältnis leicht zu schwanken beginnt. Wenn Sie sich jetzt zu erkennen geben, stehen Sie zudem in guter literarischer Tradition. Auch Schneewittchen in ihrem gläsernen Sarg erwachte beim Transport. Sie zaudern? Sie sind noch nicht überzeugt? Sie erwidern, es sei doch ungeschicklich, heimlich der eigenen Begräbnisrede zu lauschen? Was denn der Herr Pastor von Ihnen denken soll? Dieses Argument rührt uns. Es zeigt uns, dass Sie Ihren Knigge tatsächlich verinnerlicht haben. Im Prinzip haben Sie natürlich recht. Heimlich zu lauschen ist ganz und gar ungeschicklich. Ein Sprichwort sagt: Der Lauscher an der Wand hört nur seine eigene Schand. Natürlich haben Sie eine solche nicht zu befürchten, nicht jetzt und in dieser Situation, weiß doch jeder, dass nirgendwo so viel geschwindelt wird, wie vor der Hochzeit, während einer Beerdigung und nach dem Angeln. Dennoch können wir es aus Kniggesicht nur begrüßen, wenn Sie sich die Ohren zuhalten. Denn diese Rede ist eindeutig nicht für Ihre Ohren bestimmt. Auch wenn hernach Ihr Partner noch ein paar Worte spricht, sollten Sie die Ohren verschlossen halten. Es könnte Sie zu sehr rühren und ein plötzliches Schluchzen aus dem Sarg ist noch schlimmer als ein plötzliches Sargdeckelgeklopfe. Andererseits könnte es Sie auch zu sehr aufregen, was Sie da zu hören kriegen. Und ein Protestschrei wäre nun das Allerschlimmste. Stellen Sie sich die Gesichter der Trauergemein-

de vor! Nein, hübsch die Ohren verschlossen und abgewartet. Regen Sie sich auch wegen des billigen Fichtensargs nicht auf. Klar, Eiche wäre wesentlich edler, aber bei den heutigen Holzpreisen praktisch unbezahlbar. Ist es nicht egal, in welchem Holzmantel man seine letzte Reise antritt? Zumal man den Sarg ja wieder an den Beerdigungsunternehmer zurückgeben kann. Nachdem das Wann, der richtige Zeitpunkt für Ihre Lebenszeichen, nun geklärt wäre, kommen wie zum Wie. Wir empfehlen Klopfzeichen. Keine Rufe. Klopfzeichen sind emotional neutraler. Bedenken Sie, zwar werden Sie von sechs starken Männern getragen, meist ausgewiesenen erfahrenen Sargträgern, echten Profis. Aber auch solch friedhofserprobten Kerlen kann ein solch gewaltiger Schrecken durch die Knochen fahren, dass man Sie panikartig fallen lässt. Die Polsterung eines Sarges verhindert zwar das Schlimmste, dennoch kann so ein Sturz durchaus schmerzhaft verlaufen. Deshalb sollten Sie sich auf Klopfzeichen beschränken. Beginnen Sie mit einem zartem rhythmischen Signal. Es kann sein, dass die Sargträger diesen Hinweis zunächst ignorieren, weil jeder denkt, einer von den Kollegen auf der anderen Seite erlaubt sich einen Spaß. Deshalb sollten Sie nach einer kleinen Pause die nächste Klopfmusik ertönen lassen, diesmal deutlich lauter. Das reicht aller Erfahrung nach. Der Zug wird ins Stocken geraten und man wird Sie auf die Erde stellen. Wenn man den Sargdeckel nicht unmittelbar öffnet kann das zwei Gründe haben. Erstens fühlen sich die Sargträger nicht befugt, den Sarg aus eigenem Antrieb zu öffnen, denn sie handeln im Auftrag des Beerdigungsunternehmers, den sie zunächst befragen müssen, und zweitens ist oft nicht so schnell ein passender Schraubenzieher zur Hand. Geraten Sie also nicht in Sorge, Ihre Befreiung ist nahe. Die Zwischenzeit können Sie nutzen, Ihre etwas aus der Ordnung geratene Frisur wieder herzustellen, notdürftig zumindest. Am Zustand des Leichenkleides lässt sich meist wenig ändern, dennoch kann ein energisches Glattstreichen nicht schaden. Auch als Scheintoter sollte man eine möglichst gute Figur machen. Hören Sie nun schraubende Geräusche und öffnet sich der Sargdeckel endlich, kann es nicht schaden,

die ungewohnte Situation durch einen kleinen Scherz zu entspannen. Aber wirklich nur ein kleiner Scherz! Die Bemerkung "So schnell werdet Ihr mich nicht los!" ist nur auf englischen Friedhöfen erlaubt. Auch der Satz mit Blick zum verregneten Himmel: "So ein Schietwetter! Macht doch den Deckel wieder zu!" ist einfach zu britisch. Ein einfaches "Schön, Euch wiederzusehen!" beim Erheben, ist aus Kniggesicht absolut okay. Und nun: Viel Spaß beim Weiterleben!